

zu bekommen, worüber man grübelt und dieses hat vermutlich schon Leben, zumindest "Kopf und Kragen" gerettet. Oberflächlichkeit war schon immer gut, um über Hintergründe hinwegzutäuschen, viel Anschein, mehr Schein als Sein und das alles unter dem Lebensmotto „YOLO“ („you only live once“), gut verpackt, was sich bei den meisten als leere Floskel in den Sprachgebrauch eingeschlichen hatte. Gleichzeitig schlug die Stimmung immer dann um, und niemand traute sich noch, den Begriff ernsthaft zu verwenden, wenn er in Umlauf gekommen war. Er verlor darüber, einen analytischen Blick auf manche von ihnen zu werfen, sein Zeitgefühl. Der treffliche Satz aus Kleists Marionettentheater kam ihm in den Sinn: „[...] ist Schönheit schön, wenn wir aufhören, uns selbst zu bespiegeln“. Dann wurde er angestoßen, damit er in der Schlange weiter nach vorne ginge.

Am nächsten Tag unternahm Anton einen Besuch ins Museum. Dürstend nach der Wirkung von Bildern und nach Räumen, denen der Geist früherer Zeiten eingehaucht war, ging er langsamen Schrittes über das Parkett der National Gallery, die direkt am Trafalgar Square gelegen war. Hier und dort blieb er stehen und ließ die Gemälde auf sich wirken. Er ging vorbei an Kleidern und Stoffen, die in ihrer prunkvollen Art realistisch dargestellt waren, vorüber an Blicken, die sich gen Himmel richteten und Erlösung suchten. Die großen Themen der Menschheit waren hier verarbeitet, Gewalt und Tod, Zuneigung und Liebe, Nacktheit und die mit dieser einhergehenden zeitgenössischen Körperideale. Der Philosoph von Salvator Rosa (1645) warf ihm einen fragenden Blick zu, seine Stirn war dabei leicht in Falten gelegt. „Be silent, unless what you have to say is better than silence“, stand auf der Tafel geschrieben, die er in der Hand hielt. In den Farbschichten waren feine Risse zu verzeichnen, die die Ölfarbe durchzogen. Die Farbtöne verloren sich im weißen Schimmer unter der Reflexion der Deckenstrahler und des einbrechenden Tageslichts. Einen neuen Raum betretend, dessen Tapete taubenblau und mit dem Blumenmuster der Renaissance unterlegt war, blieb er lange Zeit vor dem „experiment on

a bird in the air pump“ von Joseph Wright of Derby (1768) stehen. Die Darstellung von Licht und Schatten, das sogenannte „Chiaroscuro“, verlieh der Malerei etwas Magisches. Er war fasziniert von der Intensität des gelblich roten Lichtkegels, der die dargestellten Personen anstrahlte. Zugleich sah Anton sich das Experiment genauer an.

Der Kakadu unter der Glashaube begann ihm leid zu tun und erinnerte ihn an Lien, die immer davon schwärmte, einen zu besitzen, jedoch vor deren eifersüchtigem Charakter man zurückschreckte. Diese Vögel brauchten sehr viel Aufmerksamkeit und waren wie ein Familienmitglied. Traumdeutungen besagen, dass der Kakadu Symbol dafür ist, die Gewohnheiten und Eigenschaften anderer Menschen anzunehmen und seine eigenen Ideen und Prinzipien darüber zu vernachlässigen. Darin sei die Angst verarbeitet, die Eigenständigkeit zu verlieren.

Zwei Gemälde weiter stand er einer lebensgroßen Darstellung eines Pferdes gegenüber, „whistlejacket“ von George Stubbs“, so lebhaft es auch dargestellt sein mochte, es wirkte wie eine Skulptur.

Er verspürte Erleichterung, als er einen neuen Raum betrat. Hier stieß er auf Monet, Renoir und Caillebotte, auf Luft, Wasser und Leichtigkeit. In „men of the docks“ von George Bellows meinte Anton seine Familiengeschichte wiedererkennen zu können: die Arbeiterwelt im Hafen von New York. Dann ging er wieder über zu Monets leichten Pinselstrichen, die frisches Grün und viel Natur zeigten und entdeckte einen Tiger im Wald von Rousseau: „surprised“.

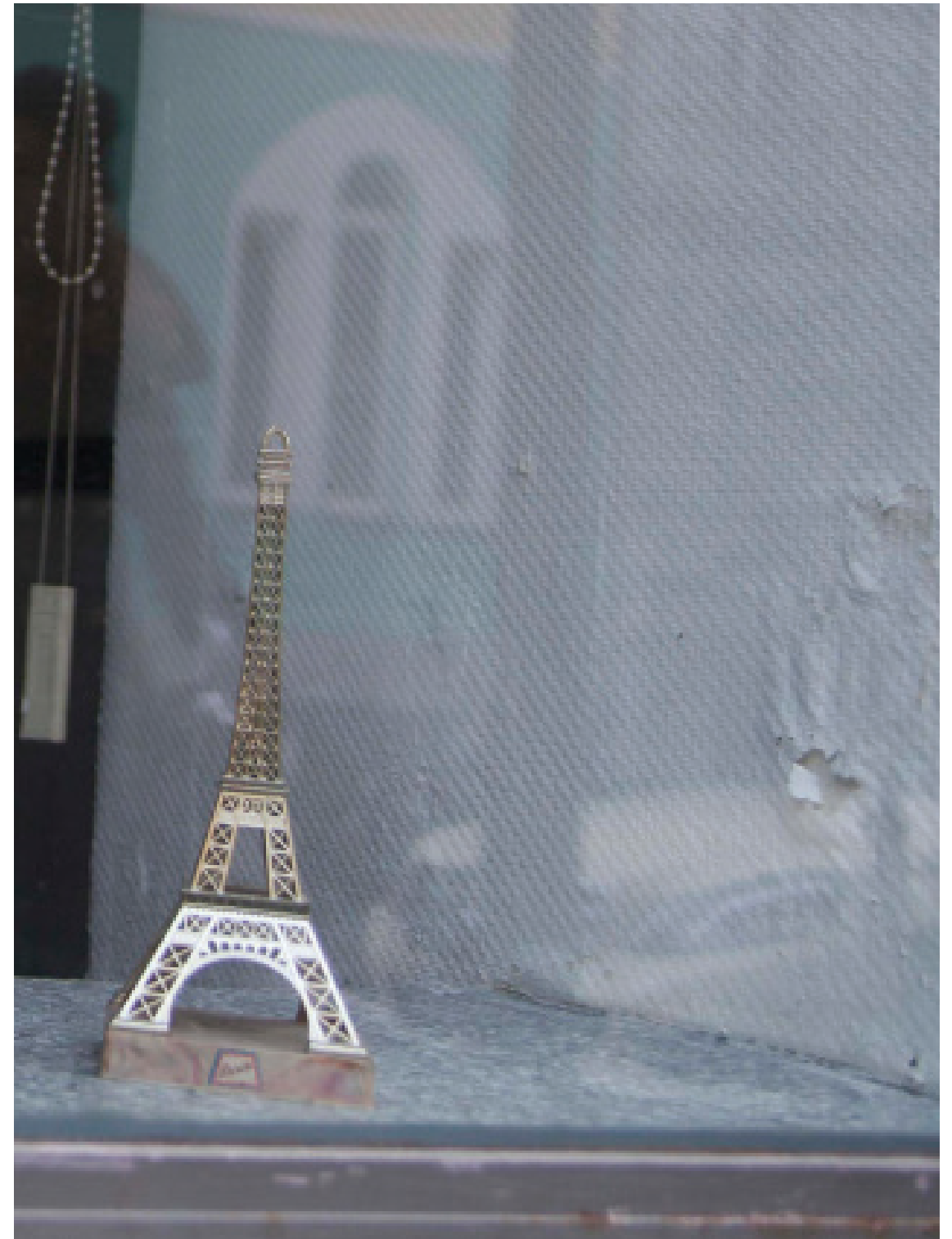
Seine Beine wurden träge und sein Kopf war voll von Impressionen, die er mit nach Hause nahm. Diese Fragmente alter Zeiten wirkten wie Leerstellenfüller auf ihn, sie machten Sinn, gaben ihm einen Sinn. Er wusste nur nicht genau um den Sinn der vielen Bilder und Filme, die derzeit entstanden. Wer würde sich das Bildmaterial eines ganzen Lebens jemals nochmal ansehen? Konnte man nur Abzüge erzeugen, wie unsere Vorfahren, und nicht Dateien, dann würden sie ohnehin früher oder später verbleichen oder verloren gehen. Die Datenbanken sind



mittlerweile zu einer Tribüne, einem Datenstadion geworden. Und in dem Stadion wird weiter gesammelt, gefilmt und fotografiert. Konzerte werden mehr über den Bildschirm einer Kamera oder eines Handys verfolgt als in der Realität, in dem Moment der Rezeption wird bereits ein Zwischenmedium eingeschaltet. Dadurch verlieren sich Realitäten zu Gunsten des virtuellen Raumes. Jeder Einzelne ist eigentlich nur noch Sammler geworden, Sammler seiner eigenen Erlebnisse, die er in dem Moment, wo es um das Erleben geht, eigentlich nur festhält. Und das Bild soll Realität schaffen. Ich frage mich, wie, wenn bereits in dem Moment, in dem konkreten Moment, nichts mehr in die Tiefe geht, eindringt und erlebbar wird, sondern an der glatten Oberfläche eines Bildschirmes kleben bleibt.

Noch am selben Nachmittag packte er seine Tasche, besorgte noch ein neues Skizzenbuch, worin er seine Reise dokumentieren wollte, und suchte sich eine Zugverbindung mit dem Zug von London nach Paris heraus.

„Ernest schreibt über Paris. Er schreibt über Paris, wie andere über den Ort, an dem sie ihre Kindheit verbracht haben. Es ist seltsam, wie gefesselt man von einem Ort sein kann, an dem man lediglich ein paar Tage - verglichen mit einem ganzen Leben verschwindend wenig Zeit - verbracht hat. Manche Menschen fürchten sich vor dem Fremdem, sie können sich auf das ihnen Unbekannte nicht einlassen. Ernest hingegen ist fasziniert von fremden Orten und dem, was man an ihnen entdecken kann. Das zumindest meine ich, seinen Erzählungen entnehmen zu können. Wenn ich darin lese, dann werde ich dorthin entführt, wovon er schreibt, ich meine, dabei sein zu können, kann Gefühle nachempfinden und habe eine Fülle von Bildern im Kopf. Sein Schreibstil ist so ehrlich, so frisch, dass kaum mehr Inspirierendes darin stecken könnte. Und obwohl ich manche Situationen miterlebt zu haben meine, von denen er schreibt, bleibt ihre Wirkung eine fantastische, die mich die Realität zu Gunsten des Leseerlebnisses vergessen lässt. Manches Biografische schlägt durch, zum Beispiel, wenn er den Hut beschreibt, den der Hauptcharakter trägt. Ich bin mir ganz sicher, dass es mein Hut ist, den er beschreibt, und dass



es auch meine Art ist, ihn zu tragen, unkonventionell, aber zeitlos. Auch den Whiskygenuss lässt er in seinen Geschichten nicht aus. Es sind Dinge, die das Leben beschreiben. Sie sind wichtig, um zu verstehen, wodurch sich eine Person charakterisiert, wie sie sich definiert. Wenn ich über eine Person schreiben möchte, dann verfolge ich das Ziel, alles über sie erfahren zu müssen. Es ist nicht wichtig, mein Wissen auch komplett in dem Buch wiederzugeben, aber ich muss das Gefühl haben, mich in diese Person hineinversetzen zu können, sie durch und durch zu verstehen. Was sind ihre Leidenschaften, ihre Geheimnisse? Welches Essen isst sie am liebsten und wer war ihr Klassenfeind zu Schulzeiten. Erst, wenn ich mir die Details bildhaft vor Augen führen kann, beginne ich mit dem Schreiben. Dieses konsumhafte Verhalten hat mich immer davon abgehalten, Menschen auf ganz natürliche Weise kennenzulernen. Man könnte sagen, das Schreiben befindet sich genau zwischen mir und dem Leben, das ich führe. Sobald sich mein Schreibinteresse einstellt, stellt sich der Lebenstrieb aus. Dann werde ich zum Beobachter, halte Zettel und Stift parat und den Moment fest. Ganz im Gegensatz zu Ernest, der wie ein Lebemann beides miteinander kombiniert. In der Einzimmerwohnung, in der er seinen Schreibtisch stehen hat, geht er, wie andere an die Arbeit, diszipliniert und konzentriert vor, schreibt er über Stunden hinweg und kann später den Stift beiseite legen, trifft sich mit Freunden und genießt das Leben.

Er hat einmal trefflich gemeint, dass ich selbst das Schreiben wie eine Kamera nutze, um den richtigen Moment einzufangen. Wenn man Lien beim Fotografieren und mir beim Schreiben zusieht, dann kann man keinen Unterschied in der Vorgehensweise ausmachen. Nur weil ich mit dem Misserfolg nicht umgehen konnte, habe ich mir den eigenen Nährboden für mein Schreiben genommen, mein soziales Umfeld. Der Zeitpunkt des größten Misserfolges ist manchmal genau der, an dem man nicht aufhören sollte, man seinen Weg einfach weitergehen müsste. Jetzt steht nicht mehr das Schreiben zwischen mir und meinem Leben, sondern der Konjunktiv, wie ein fettgefressener Herrscher über das, was nicht mehr möglich ist, was sich nicht nachholen

lässt. Aber statt sich diesem Bild hinzugeben und sich davon verleiten zu lassen, dass man Versäumtes nachzuholen versucht, ist es doch besser, neue Wege einzuschlagen.“

„There is a light that brings me back,
it takes me to the right horizon,
takes me where I wanna be.“